

dtv

Der Auschwitz-Kommandant Rudolf Höß hat nach Kriegsende in polnischer Untersuchungshaft ohne jede Reue sein Leben niedergeschrieben. Mit dem gleichen Pflichtbewusstsein, mit dem Höß die Vernichtungsmaschinerie in Auschwitz eingerichtet und geleitet hat, gab er akribisch Auskunft über seine Laufbahn, die den SS-Obersturmbannführer von Dachau und Sachsenhausen nach Auschwitz führte. Er schildert Entstehung, Organisation und Entwicklung der Konzentrationslager, vor allem aber seine Tätigkeit in dem Vernichtungslager Auschwitz. Höß blieb bis zur Vollstreckung des Todesurteils am 16. April 1947 in Auschwitz überzeugter Nationalsozialist.

Jürg Amann hat die umfassenden Aufzeichnungen zu einem beklemmenden Monolog verdichtet: Nichts daran ist erfunden und kaum ein Wort wurde hinzugefügt.

»Mit dem Monolog ›Der Kommandant‹ begeht Jürg Amann einen ganz anderen Weg der literarischen Arbeit am Stoff der Realgeschichte ... Ein kurzer, sprachlich einfach zugänglicher Text. Der Leser sitzt im Kopf des Täters fest, verfängt sich im Netz seiner Banalisierungen und weiß zugleich den zivilisatorischen Abgrund des 20. Jahrhunderts unter sich.« (Sybille Birrer, Neue Züricher Zeitung)

Jürg Amann, 1947 in Winterthur geboren, Studium der Germanistik in Zürich und Berlin, Promotion über Franz Kafka. Zunächst Literaturkritiker und Dramaturg, seit 1976 freier Schriftsteller (Prosa, Theaterstücke, Hörspiele, Lyrik, Essays), lebt heute in Zürich. Zahlreiche Auszeichnungen, u. a. Ingeborg-Bachmann-Preis, Conrad-Ferdinand-Meyer-Preis, Schiller-Preis.

Jürg Amann

Der Kommandant

Nach den Aufzeichnungen des
Rudolf Höß

Monolog

Deutscher Taschenbuch Verlag

Im Deutschen Taschenbuch Verlag sind ebenfalls die vollständigen autobiografischen Aufzeichnungen des Rudolf Höß, hrsg. von Martin Broszat, erschienen: ›Kommandant in Auschwitz‹ (30127).

Der vorliegende Text beruht auf dem Material von ›Rudolf Höß, Kommandant in Auschwitz‹, Stuttgart, 1958, © Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH, München, und Institut für Zeitgeschichte, München – Berlin.

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



2012

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

© Arche Literatur Verlag AG, Zürich – Hamburg, 2011

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung nach einem Entwurf

von Max Bartholl, b3K Hamburg – Frankfurt a. M.

Satz: Gaby Michel, Hamburg

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14104-8

*»Seit meiner Verhaftung waren
meine Handschellen nicht geöffnet worden.«*

RUDOLF HÖSS

I

Ich, Rudolf Höß, Kommandant von Auschwitz, will im Folgenden versuchen, über mein innerstes Leben Rechenschaft abzulegen. Ich will versuchen, aus der Erinnerung wirklichkeitsgetreu alle wesentlichen Vorgänge, alle Höhen und Tiefen meines psychischen Lebens und Erlebens wiederzugeben. Um das Gesamtbild möglichst vollständig zu umreißen, muss ich bis zu meinen frühesten Kindheitserlebnissen zurückgreifen.

Bis zu meinem sechsten Lebensjahr wohnten wir ziemlich außerhalb der Stadt Baden-Baden. In der weiteren Umgebung unseres Hauses befanden sich nur einzelne Bauerngehöfte. Spielgefährten hatte ich in dieser Zeit gar nicht, die Kinder der Nachbarn waren alle viel älter. So hatte es mir der ganz in der Nähe beginnende große Wald mit den hohen Schwarzwaldtannen besonders angetan. Doch die meiste Zeit verbrachte ich in den Ställen der Bauern, wenn man mich suchte, sah man zuerst in die Ställe. Be-

sonders die Pferde hatten es mir angetan. Selbst mit dem böartigen Stier eines Bauern hatte ich beste Freundschaft. Auch fürchtete ich mich nie vor Hunden, es hat mir auch nie einer etwas getan. Meine Mutter hat alles Mögliche versucht, mich von dieser – ihr doch zu gefährlich erscheinenden – Tierliebe abzubringen. Es war alles umsonst. Ich war und wurde Einzelgänger. Auch hatte ich einen unwiderstehlichen Hang zum Wasser, ich musste immerzu waschen und baden. Was nur irgend möglich, wurde von mir gewaschen oder gebadet, im Bad oder im Bach, der durch unseren Garten floss.

In mein siebentes Lebensjahr fiel unsere Umsiedlung in die Nähe von Mannheim. Wir wohnten wiederum außerhalb der Stadt. Aber zu meinem größten Leidwesen gab es keine Ställe, keine Viecher. Wie meine Mutter später oft erzählte, war ich wochenlang fast krank vor Sehnsucht nach meinen Tieren und nach meinem Bergwald. Zum siebenten Geburtstag bekam ich meinen Hans, ein kohlschwarzes Pony mit blitzenden Augen und langer Mähne. Ich war fast außer mir vor Freude. Ich hatte meinen Kameraden gefunden. In der Gegend, wo wir wohnten,

gab es nun zwar genug Spielgefährten im gleichen Alter. Ich tobte auch mit ihnen die in aller Welt und zu aller Zeit gleichen jugendlichen Spiele durch und verübte mit ihnen auch manchen Jungenstreich. Doch am liebsten zog ich mit meinem Hans in den großen Haardtwald, wo wir ganz für uns waren, wo wir stundenlang reiten konnten, ohne einer Menschenseele zu begegnen.

Doch der Ernst des Lebens, die Schule, begann. Ich lernte eifrig, machte möglichst schnell meine Hausarbeiten, um viel freie Zeit für mein Herumstreichen mit Hans zu haben. Meine Eltern ließen mich gewähren.

Durch das Gelübde meines Vaters, wonach ich Geistlicher werden sollte, stand mein Lebensberuf fest vorgezeichnet. Meine ganze Erziehung war darauf abgestellt. Ich wurde von meinem Vater nach strengen militärischen Grundsätzen erzogen. Dazu die tiefreligiöse Atmosphäre in unserer Familie. Mein Vater war fanatischer Katholik. Am liebsten waren mir doch seine Erzählungen aus seiner Dienstzeit in Ostafrika, seine Schilderungen über die Kämpfe mit den

aufständischen Eingeborenen, deren Leben und Treiben und ihren finsternen Götzenkult. Mit glühender Begeisterung hörte ich zu, wenn er von der segensreichen und zivilisatorischen Tätigkeit der Missions-Gesellschaften sprach. Es stand für mich fest, dass ich unbedingt Missionar würde und dann ins dunkelste Afrika, möglichst mitten in den finstersten Urwald käme. Besondere Festtage waren für mich, wenn zu uns einer der alten, bärtigen Afrikaner-Patres, die mein Vater aus Ostafrika kannte, zu Besuch kam. Sooft es ihm seine Zeit erlaubte, fuhr er mit mir zu all den Wallfahrtsstätten und Gnadenorten meiner Heimat, sowohl nach Einsiedeln in der Schweiz wie nach Lourdes in Frankreich. Inbrünstig erflachte er den Segen des Himmels für mich, dass ich dereinst ein gottbegnadeter Priester würde. Ich selbst war auch tief gläubig, soweit man dies als Knabe in den Jahren sein kann, und nahm es mit meinen religiösen Pflichten sehr ernst. Ich betete in wahrhaft kindlichem Ernst und war sehr eifrig als Ministrant tätig.

Schon von klein auf wurde ich zu einem festen Pflichtbewusstsein erzogen. Es wurde in meinem Elternhaus streng darauf geachtet, dass alle Aufträge genau und gewissenhaft ausgeführt wurden. Jedes hatte immer einen gewissen Pflichtenkreis. Mein Vater achtete besonders darauf, dass ich alle seine Anordnungen und Wünsche peinlichst befolgte. So erinnere ich mich noch, dass er mich eines Nachts aus dem Bett holte, weil ich die Satteldecke im Garten hatte hängen lassen, anstatt sie, wie er angeordnet hatte, im Schuppen zum Trocknen aufzuhängen. Ich hatte es einfach vergessen.

Zwischen meinen Eltern bestand ein gütiges, liebevolles Verhältnis voll Achtung und gegenseitigem Verstehen. Doch habe ich nie erlebt, dass sie zueinander zärtlich waren. Aber auch ebenso wenig fiel je ein ärgerliches oder gar böses Wort zwischen ihnen. Während meine zwei um vier beziehungsweise sechs Jahre jüngeren Schwestern sehr anschniegssam und stets um die Mutter waren, lehnte ich jeden Zärtlichkeitsbeweis, schon von frühester Jugend an, strikt ab, zum steten Bedauern meiner Mutter, aller Tanten und Verwandten. Ein Händedruck und einige

sparsame Dankesworte waren das Äußerste, was man von mir erwarten konnte. Obwohl mir doch beide Eltern sehr zugetan waren, konnte ich nie den Weg zu ihnen finden in all dem großen und kleinen Kummer, der so ein Jungenherz ab und zu mal bedrückt. Ich machte dies alles mit mir selbst ab. Mein einziger Vertrauter war mein Hans – und der verstand mich, nach meiner Ansicht. – Meine beiden Schwestern hingen sehr an mir und versuchten immer und immer, mit mir in ein liebes, gutes Verhältnis zu kommen. Ich mochte aber nie mich mit ihnen abgeben. Sie sind mir immer fremd geblieben. Meine Eltern, meinen Vater sowie meine Mutter, achtete ich sehr und sah mit Verehrung zu ihnen auf. Doch Liebe – Elternliebe – brachte ich nicht für sie auf. Woran das lag, ist mir nicht erklärlich.

Ich war nie etwa ein braver Junge oder gar ein Musterknabe. Machte all die Streiche, die eben so ein Junghirn in diesen Jahren erfindet. Tollte mit anderen Jungen in den wildesten Spielen und Schlägereien, wie es sich gerade bot. Ich ließ mir nichts gefallen und setzte mich immer durch. Wurde mir Unrecht getan, so ruhte ich

nicht eher, als bis dies – nach meiner Ansicht – gesühnt war. Darin war ich unerbittlich und bei meinen Klassenkameraden gefürchtet. Eigenartigerweise saß ich während meiner ganzen Gymnasialzeit mit einem Mädchen, einer Schwedin, die Ärztin werden wollte, auf einer Bank. Wir haben uns all die Jahre gut kameradschaftlich verstanden und uns nie überworfen.

In mein 13. Lebensjahr fällt ein Ereignis, das ich als ersten Einbruch in meine von mir so ernst genommene religiöse Welt bezeichnen muss. Bei der üblichen Rauferei um den Vorantritt in die Turnhalle stieß ich einen Klassenkameraden unbeabsichtigt die Treppe hinunter. Dabei brach er sich einen Fußknöchel. Im Lauf der Jahre sind gewiss Hunderte von Schülern diese Treppe hinuntergesehelt, ich auch einige Male, ohne ernstliche Verletzungen. Dieser hatte nun solches Pech. Ich wurde mit zwei Stunden Karzer bestraft. – Es war an einem Samstagvormittag. Nachmittags ging ich, wie immer jede Woche, zur Beichte und beichtete auch diesen Vorfall treu und brav. Zu Hause sagte ich aber nichts darüber, um den Eltern den Sonntag nicht zu verderben. Sie würden es in der kommenden

Woche noch früh genug erfahren. Am Abend war mein Beichtvater, der ein guter Freund meines Vaters war, bei uns zu Gast. Am anderen Morgen wurde ich von meinem Vater wegen besagtem Vorfall zur Rede gestellt und bestraft, weil ich ihm dies nicht gleich gemeldet hatte. Ich war völlig niedergeschmettert, nicht wegen der Strafe, sondern wegen des unerhörten Vertrauensbruches meines Beichtvaters. Mein Vertrauen zum geheiligten Priesterstand war zerbrochen, und Zweifel begannen sich in mir zu regen. Mein bis dahin in diesen Dingen des Glaubens so ruhiges und sicher geleitetes Gemüt war schwer erschüttert. Die tiefe, wahrhafte, kindliche Gläubigkeit war zerbrochen. Im darauffolgenden Jahr starb plötzlich mein Vater.

II

Es brach der Krieg aus. Ich bekam von meiner Mutter auf mein dauerndes Drängeln die Erlaubnis, dass ich mich als Helfer beim Roten Kreuz melden durfte. Ich sehe noch die blutdurchtränkten Kopf- und Armverbände, die blut- und lehmverschmierten Uniformen, die grauen der Unseren und die Friedensuniformen, blau mit roten Hosen, der Franzosen. Noch höre ich das unterdrückte Stöhnen beim Verladen auf die in der Eile dazu hergerichteten Straßenbahnwagen. Ich lief dazwischen herum und verteilte Erfrischungen und Rauchwaren. In meiner schulfreien Zeit war ich nur noch in den Lazaretten, in den Kasernen oder auf dem Bahnhof, um durchfahrende Truppentransporte oder Lazarettzüge zu sehen und bei der Essen- und Liebesgabenverteilung behilflich zu sein. Ich sah in den Lazaretten die vor sich hin stöhnenden Schwerverwundeten, scheu schlich ich mich immer an solchen Betten vorbei. Auch sah ich Sterbende und auch Tote. Eigenartig war das Ge-

fühl, das mich dabei durchschauerte, doch vermag ich das heute nicht mehr genau zu beschreiben. Doch wurden diese traurigen Bilder schnell verwischt durch den unversiegelten Soldatenhumor der leichter oder schmerzfreien Verwundeten. Deren Erzählungen von der Front, aus ihrem Soldatenleben zuzuhören, konnte ich nie genug bekommen. Mein Soldatenblut meldete sich. In vielen Generationen waren all meine Ahnen väterlicherseits Offiziere gewesen, mein Großvater 1870 als Oberst an der Spitze seines Regimentes gefallen.

Ich wollte Soldat werden. Zum mindesten diesen Krieg nicht versäumen. Mein ganzes Sinnen und Trachten in dieser Zeit galt nur dem Soldatwerden. Schule, zukünftiger Beruf, Elternhaus trat alles in den Hintergrund. Meine Mutter war machtlos demgegenüber. 1916 gelang es mir – mit Hilfe eines Rittmeisters, den ich im Lazarett kennengelernt hatte –, im Regiment, in dem Vater und Großvater gedient hatten, unterzutauchen und nach kurzer Ausbildung an die Front zu kommen. Ohne Wissen meiner lieben Mutter, die ich nicht mehr sehen sollte, denn sie starb 1917.

Der Aufenthalt im damals noch reichlich orientalischen Konstantinopel und die Fahrt und der Ritt nach der weit entfernten Irakfront brachten neue Eindrücke genug, für mich, den noch nicht Sechzehnjährigen.

Genau erinnerlich ist mir das erste Gefecht, mein erstes Zusammentreffen mit dem Feind. Kurz nach unserem Eintreffen an der Front wurden wir einer türkischen Division zugeteilt und unser Kavallerie-Detachement als Korsettstangen auf die drei Regimenter verteilt. Noch während unserer Einweisung griff der Engländer – es waren Neuseeländer und Inder – an, und die Türken liefen, als es ernst wurde, davon. Und wir kleines deutsches Häuflein lagen allein im weiten Wüstensand zwischen den Felsbrocken und Ruinenresten ehemaliger blühender Kulturen und mussten uns unserer Haut wehren. Ein Kamerad nach dem anderen fiel durch Verwundung aus, mein nächstliegender gab auf einmal keine Antwort mehr, als ich ihn anrief. Als ich mich nach ihm umschaute, blutete er aus einer großen Schädelswunde und war schon tot. Ich hatte bisher noch nicht einen Schuss abgegeben, nur voller Angst nach den langsam immer näher

kommenden Indern gesehen. Einer sprang gerade hinter einem Steinhaufen vor. – Ich sehe ihn heute noch vor mir, ein großer breiter Mann mit hervorstechendem schwarzem Bart. – Einen Moment zögerte ich noch – der Tote neben mir stand mir vor den Augen –, dann riss ich durch und sah voll Zittern, wie der Inder im Sprung vornübersank und sich nicht mehr rührte. Ich kann wirklich nicht sagen, ob ich richtig gezielt hatte. – Mein erster Toter! – Der Bann war gebrochen. – Ich schoss nun weiter Schuss um Schuss, wie man es mir bei der Ausbildung beigebracht hatte. Beim Vorgehen sah ich mir zögernd und scheu meinen Toten an, ganz wohl war mir dabei nicht zumute. Ob ich bei diesem ersten Gefecht noch mehr Inder getötet oder verwundet habe, konnte ich nicht feststellen, obwohl ich nach dem ersten Schuss genau auf aus der Deckung Auftauchende zielte und schoss. Doch war alles noch zu aufregend für mich. Mein Rittmeister sprach seine Verwunderung darüber aus, wie ruhig ich bei diesem ersten Gefecht, meiner Feuertaufe, gewesen sei.

Eigenartig war, dass ich zu meinem Rittmeister, meinem Soldatenvater, großes Zutrauen hatte und ihn sehr verehrte. Es war ein viel innigeres Verhältnis als wie zu meinem Vater. Als er im Frühjahr 1918 in der zweiten Jordanschlacht fiel, trauerte ich ihm schmerzlich nach. Sein Tod ging mir wirklich nahe.

Anfang 1917 wurde unsere Formation an die Palästinafront verlegt. Wir kamen auf geheiligten Boden. Allvertraute Namen aus der Religionsgeschichte und den Heiligenlegenden tauchten wieder auf. Und wie ganz anders war dies alles, als man es sich einst in der jugendlichen Phantasie nach den Bildern und den Beschreibungen vorgestellt hatte.

In diese Zeit fällt auch mein erstes Liebeserlebnis. Im Lazarett in Wilhelma pflegte mich eine junge deutsche Krankenschwester. Ich hatte einen Kniedurchschuss und gleichzeitig einen üblen Malariarückfall von längerer Dauer. Musste also besonders betreut und beaufsichtigt werden, da ich in den Fieberdelirien viel Unheil anrichtete. Diese Schwester sorgte nun um mich, wie es auch meine Mutter nicht besser hätte tun

können. Allmählich merkte ich doch, dass nicht nur mütterliche Liebe sie dazu veranlasste, mich so liebevoll zu umsorgen und zu pflegen. Dieses erste Liebeserlebnis in seiner ganzen Zartheit und Lieblichkeit wurde für mein ganzes ferneres Leben zur Richtschnur. Nie konnte ich über diese Dinge trivial sprechen, Geschlechtsverkehr ohne innigste Zuneigung wurde für mich undenkbar. So wurde ich auch vor Liebeleien und Bordellen bewahrt.

Der Krieg war zu Ende. Ich war mit ihm und durch ihn weit über meine Jahre hinaus äußerlich wie innerlich zum Manne gereift. Aus dem vor Angst zitternden, der Mutter entlaufenen Schulbuben des ersten Gefechts war ein zäher, rauher Soldat geworden. – Mit 17 Jahren Unteroffizier – der jüngste des Heeres – und mit dem Eisernen Kreuz I ausgezeichnet.

Beim Waffenstillstand, der uns in Damaskus erreichte, war ich fest entschlossen, mich keinesfalls internieren zu lassen, sondern mich auf eigene Faust nach der Heimat durchzuschlagen. Vom Korps war davon abgeraten. Auf Befragen meldeten sich alle Männer meines Zuges freiwillig.